

Salvatore Ortisi, **Militärische Ausrüstung und Pferdegeschirr aus den Vesuvstädten**. Palilia, Band 29. Verlag Dr. Ludwig Reichert, Wiesbaden 2015. 280 Seiten mit 38 schwarzweißen Abbildungen, 90 Tafeln und 3 Verbreitungskarten.

Bis heute beruht der wissenschaftliche Kenntnisstand zur römischen Militärausrüstung der Kaiserzeit im Wesentlichen auf den Grabungsergebnissen und Funden an den römischen Militärstandorten der einstigen Grenzprovinzen im Rhein- und Donauraum sowie in Großbritannien. Mit diesem überwiegend forschungsgeschichtlich bedingten Schwerpunkt, gegenüber dem das Mediterraneum mit den anschließenden Grenzregionen in Nordafrika und dem Vorderen Orient in Fundkartierungen als nahezu frei von Militaria erscheint, geht häufig die Vorstellung einher, dass zumindest während des Prinzipats nicht mit nennenswerter Militärwaffenpräsenz in den Binnenprovinzen des Reiches oder gar im Mutterland Italien gerechnet werden muss. Kleinfundaufarbeitungen, die dieser Einschätzung entgegenzusetzen sind, bilden, von wenigen Ausnahmen abgesehen, bislang ein Desiderat der archäologischen Forschung. Hierin liegt vorab betrachtet der große Wert von Salvatore Ortisis Projekt, die Militaria aus den römischen Städten und Landsiedlungen am Golf von Neapel, die durch den Ausbruch des Vesuvs am 24. August 79 verschüttet wurden, nach modernen wissenschaftlichen Kriterien für die Forschung zu erschließen. Dabei kompensiert der durch die Eruption gegebene exakte Terminus ante quem bis zu einem gewissen Grad die dokumentarischen Unzulänglichkeiten der bis ins achtzehnte Jahrhundert zurückreichenden archäologischen Altgrabungen.

Ortisis Materialvorlage folgt der klassischen Grundgliederung in einen Katalog und einen Auswertungsteil. Letzterem ist ein kurzer und prägnanter Abriss zur antiken Besiedlungstopographie der Region sowie zur Siedlungs- und Erforschungsgeschichte jener Stätten vorgeschaltet, die von der Vulkankatastrophe am schwersten betroffen waren. Die Auswertung selbst gliedert sich in eine antiquarische Analyse der militärischen Kleinfunde, die im Wesentlichen einen Abgleich mit den gut erforschten Militaria der römischen Nordwestprovinzen beinhaltet, und eine Analyse der für die Verwendung der Militärfunde in der Vesuvregion in Frage kommenden Personengruppen. In beide Teile der Auswertung sind Angaben zu den Fundkontexten aussagekräftiger Einzelobjekte oder Objektkonvolute mit eingewoben, soweit diese vom Autor noch recherchiert und rekonstruiert werden konnten.

Die präsentierte antiquarische Analyse ist auf der Höhe des aktuellen Forschungsstandes. Im Folgenden sollen deshalb nur jene Teile kommentiert werden, in denen Objekte in ihrer Form oder der vom Verfasser vermuteten Verwendung aus dem für Militaria üblichen Rahmen herausfallen.

Dies betrifft zunächst die Gruppe der einschneidigen Hiebmesser, deren große Exemplare, solche mit Dolch-

bis Schwertlänge, Ortisi zu Recht den Angriffswaffen zuordnet (S. 21–23). Wenngleich fraglich ist, ob man sie als Militaria im engeren Wortsinn auffassen darf, steht außer Frage, dass sie sich in ihrer Scheidengestaltung gelegentlich an zeitgenössischen Militärwaffen orientieren. Dies belegt eindrucksvoll ein vor der Porta di Nola in Pompeji gefundener Mann (S. 22; 80), dessen Bewaffnung aus großem Hiebmesser und kleinem Messer nicht nur in den Scheidenbeschlägen, sondern auch als Analogie zur soldatischen Blankwaffenkombination aus Schwert und Dolch klare Anleihen beim Militär erkennen lässt. Ein weiteres Messer steht durch seinen geschwungenen Scheidenverlauf unter den zwölf sonst geradschneidigen Hiebmesserklingen im Katalog isoliert da. Dass es zwangsläufig als einzelnes »Importstück« und »am Mann« nach Italien gelangt sein soll (S. 23), scheint angesichts der schmalen Materialbasis und weiträumig fehlender Kleinfundpublikationen im Umfeld des Arbeitsgebietes nicht unbedingt zwingend. Doch ist der vom Autor leider nicht näher beleuchtete Fundkontext mancher seiner zumeist zwischen Westgalien und Rätien beobachteten Vergleichsstücke vor dem Hintergrund des Mannes an der Porta di Nola bemerkenswert. So ist auch die bis in die mittlere Kaiserzeit belegte geschwungene Hiebmesserform in verschiedenen Kontexten in Kombination mit Militaria beziehungsweise mit Kurzschwertern und Stangenwaffen anzutreffen (vgl. Jahrb. RGZM 58, 2011, 606–610 [Siedlung]; Bull. Soc. Arch. Limousin 88, 1961, 12–18 [Grab]; H.-U. Nuber in: Die Römer in Schwaben [Augsburg 1985] 52 f. [Grab]). Dies gibt der Überlegung Raum, ob einschneidige Hiebmesser im Rahmen einer gewissermaßen militarisierten Tracht nicht Kennzeichen einer speziellen, überregional präsenten Personengruppe gewesen sind. Neben nicht näher zu definierenden Ordnungskräften wäre hier möglicherweise an Mitglieder bestimmter Kollegien zu denken. Vielleicht war ein solcher Habitus aber auch nur Ausdruck einer allgemein verbreiteten Vorstellung über eine repräsentative Ausstattung zu Jagd Zwecken.

Die Verwendung zur Jagd scheint gleichfalls für Lanzen spitzen aus Zivilkontexten der Vesuvregion ein durchaus tragfähiges Erklärungsmodell, das Ortisi zumindest für das größte Fundstück in seinem Katalog auch entsprechend bemüht (S. 26). Warum die leichteren Lanzen- oder Wurflanzenspitzen, die der Verfasser qua Definition nach Eckhard Deschler-Erb (*Ad arma!* Forsch. Augst 28 [Augst 1999] 20 f.) als Speere bezeichnet, demgegenüber eher für »Stadtpolizisten« und »Leibwächter« Verwendung gefunden haben sollten (S. 27 f.), ist unklar bis auf den Umstand, dass sie in Stadthäusern zum Vorschein kamen. Ortisis Vermutung, dass besagte Leibwächter ihren Herren gar mit leichten Lanzen im alltäglichen Gedränge der Straßen Platz verschafft haben könnten, scheint aufgrund bestehender Waffenverbote im öffentlichen Raum (Dig. 48, 6, 3) jedenfalls eher abwegig. Hingegen dürfte selbst für Stadthausesitzer ab einer bestimmten Gesellschaftsschicht die Jagd als Ausdruck von Virtus ein geläufiges Repräsentationskonzept gewesen sein. Es verträgt sich zudem gut mit Funden

repräsentativen Pferdegeschirrs in den Vesuvstädten (S. 40–63).

Als jägerisches Zubehör mag laut Ortisi letztlich sogar manches Schleuderblei gedient haben (S. 26 f.), das man je nach Fundkontext, wie zum Beispiel den kleinen Hort (Beutelinhalt?) im Garten der *Prædia* der Julia Felix in Pompeji, wohl nicht immer mit Kämpfen während der Bundesgenossenkriege 89 v. Chr. verknüpfen kann.

Eine plausible Verbindung mit der Ausrüstung der spätrepublikanischen Armee stellt der Autor hingegen für einige Montefortino- oder Scheitelknaufhelme her (S. 27 f.), die, in sekundärer Nutzung zu Schöpfnern und Trichtern (?) umgebaut, in Pompeji zutage traten. Problematischer ist demgegenüber seine Bewertung (S. 29 f.) einer mit Treibarbeiten verzierten Helmkalotte (oder Überfangkalotte?), deren Grundform den in italischer Tradition stehenden kaiserzeitlichen Infanteriehelmen vom Typus Hagenau folgt. Statt an diesem bislang singulären Objekt einen eigenen Militärhelmtypus »Pompeji« zu definieren, wäre hier sicherlich auch ein Blick auf die Entwicklung und das Typenspektrum der Gladiatorenhelme überlegenswert gewesen (vgl. M. Junkelmann, *Das Spiel mit dem Tod* [Mainz 2000] 53–68). Wie zum Beispiel die von *Provocatores* genutzten gladiatorischen Visierhelme vom Typus Weisenau zeigen, gehen viele Gladiatorenhelmtypen auf militärische Gebrauchshelme zurück. Deren Grundform wurde im Zuge der Entwicklung oft durch Treibdekor und Federröhrcchen aufgewertet sowie später durch Gesichtsvisiere ergänzt und verfremdet.

Wenig überzeugen mich auch die Schlussfolgerungen, die Ortisi aus der Objekt- und Kontextanalyse zweier als pseudoattisch bezeichneter Buntmetallhelme zieht (S. 28 f.). Sie wurden unter anderem zusammen mit einem üblichen Armeeschwert, zwei Dolchen und einem Rundschild in der provisorischen *Caserma dei Gladiatori* von Pompeji gefunden. Nachvollziehbar ist dabei die Merkmalanalyse des Verfassers, die die beiden Objekte von den zeitgenössischen Militärhelmen im Fundmaterial der Nordwestprovinzen absetzt und in eine eher mediterran-italische Entwicklungslinie stellt. Seine generelle Abgrenzung gegenüber den im selben Gebäudekomplex geborgenen Gladiatorenwaffen (S. 29 Anm. 171 mit Literatur), die er neben dem Typenunterschied vor allem mit der geringeren Materialstärke und fehlenden Kampfspuren an den pseudoattischen Helmen begründet, führt den Autor dann aber leider schnell zu dem Schluss, dass es sich bei ihnen um den Kopfschutz von Flottensoldaten aus Misenum handeln müsse. Sein in Bezug auf die Problematik historisierender Darstellungen völlig unreflektierter Verweis auf Schiffsszenen in der bildenden Kunst, in denen Flottensoldaten gelegentlich mit attisierenden Helmformen vertreten sind, ist zur Untermauerung dieser These jedenfalls ungeeignet. Auch der Bezug auf Funde von Infanteriehelmen des Typus Weisenau, die mit dem Schlachtengeschehen des Jahres 69 bei Cremona zu verbinden sein könnten, an dem auch einstige Flottensoldaten beteiligt waren, reicht nicht aus. So bleibt, wenn

man all jene Merkmale abzieht, die auch für andere römische Infanteriehelme mit partiell italischen Wurzeln kennzeichnend sind, die nachlässige Fertigung der Funde von Cremona, die Thomas Fischer (*Kölnler Jahrb.* 37, 2004, 61–71) der Notwendigkeit einer schnellen, improvisierten Umrüstung misenatischer Flottensoldaten zu Legionaren unter Nero zuschreibt (*Tac. hist.* 1, 6), letztlich das einzig augenfällige Verbindungselement zu Ortisis pseudoattischen Helmen. Mit der Frage, warum man Letztere als mutmaßlich übliche Flottenhelme ebenfalls nachlässig produziert haben sollte, fällt dann aber auch dieses Merkmal als Zuweisungsargument weg. Ausgehend vom Fundkontext, der geringen Materialstärke und der deutlichen Anlehnung ihrer herausgetriebenen Stirngiebel an ähnliche Treibarbeiten auf Attisch-Böotischen Gladiatorenhelmen könnte es sich bei den beiden pseudoattischen Helmen etwa ebenso gut um eine noch visierlose Helmvariante für die Gladiatorenangattung »*Eques*« handeln, der literarisch unter anderem »kleine goldene Helme und handliche Waffen« zugeschrieben werden (*Isid. orig.* 18, 53). Zu der in Teilen nur schwer identifizierbaren Ausrüstung dieser *Equites* gehörte immerhin auch ein kleiner bis mittelgroßer Rundschild. Die angestückelte Nackenpartie und die schlecht versäuberten Kanten könnten die beiden pseudoattischen Helme zudem als das Produkt einer groben Reparatur oder gar eines tief greifenden Umbaus beschädigter älterer Waffen kennzeichnen.

Auch für die beiden aus demselben Kontext stammenden Dolche mit erhaltenen Beingriffen (S. 23 Kat. A23–24) lässt sich bislang eher die gladiatorische Verwendung postulieren als die Nutzung durch reguläres Militär. Dessen Dolchspektrum ist zumindest in den Grenzprovinzen recht gut bekannt. Für eine möglicherweise davon abweichende, als italisch anzusehende Dolchgestaltung ist vorläufig selbst der vom Autor behandelte Dolch eines Soldaten aus Herkulaneum ein ungeeigneter Beleg (S. 25 f. Kat. A25). Seine beinernen, zeitgenössischen Schwertern entsprechenden Griffteile, die hier glücklicherweise noch in montiertem Zustand angetroffen wurden, finden auch im Fundmaterial der Nordwestprovinzen zahlreiche Parallelen. Es wäre somit eher zu überlegen, ob nicht viele der dortigen Militärdolchklingen mit Stabangel ebenfalls mit solchen Griffteilen ausgestattet waren, statt mit metallenen oder deren Form imitierenden beinernen Griffschalen, wie zumeist angenommen.

Der recht eindeutige Fund eines in einer Art Ausgehuniform (nur mit Blankwaffen und *Cingula*) verschütteten Soldaten (der Flotte?) in Herkulaneum ist zweifellos der wichtigste Dreh- und Angelpunkt für die Bewertung der Ausrüstung aktiver Militärs in der Vesuvregion. Umso betrüblicher ist, dass es Ortisi, unter anderem aufgrund des seinerzeitigen Restaurierungszustandes, nicht möglich war, den Befund und die zugehörigen Funde in einer der Bedeutung angemessenen Weise in seine Publikation zu integrieren.

Immerhin belegen die stark verkrusteten silbernen Gürtelbeschläge des Verschütteten, dass Militärgürtel

mit feinem mythologischem Reliefdekor, wie sie auch aus einer Villa in Stabiae bekannt sind, um 79 n. Chr. noch zur zeitgenössischen Soldatentracht gehörten. Die Vorstellung eines auf stilistischer Basis von Ernst Künzl (Jahrb. RGZM 43, 1996, 419) vermuteten Gebrauchs bereits in augusteischer Zeit, die auch der Verfasser referiert, scheint somit fraglich. Wahrscheinlich muss man ihren Umlauf vielmehr mit jenem der im Dekorstil gut vergleichbaren Schwertscheidenbleche vom Typus Pompeji, Variante Pettau parallelisieren, deren Nutzung derzeit etwa zwischen mittel- bis spätkaiserlicher und spätflavischer bis frühtrianischer Zeit anzusetzen ist (Ch. Miks, Studien zur römischen Schwertbewaffnung in der Kaiserzeit [Rahden 2007] 264–269; 276–278). Motivisch verdeutlichen diese Scheidenbleche, dass klassisch mythologische Dekorthemen durchaus auch bei der »Nordarmee« vertreten waren und nicht generell als Indikator für mediterrane Produktschöpfungen gelten können.

Sowohl beim Soldaten in Herkulaneum als auch in der Villa von Stabiae wurden die Militärgürtelteile in Kontexten gefunden, zu denen auch ein zeitgenössischer Gladius vom Typus Pompeji gehörte. Der noch militärische Gebrauch dieser Schwerter scheint hier also gegeben. Zwar kann man auch bei den übrigen Gladii aus den Vesuvstädten (S. 19–21) kaum leugnen, dass es sich um Militaria handelt, doch ist in diesen Fällen unklar, ob es aktive oder ausrangierte Armeewaffen, Veteranenausrüstung oder aber gar Stücke waren, die bereits im Neuzustand in einen vom Militär unabhängigen Gebrauchskontext überführt wurden. Jenseits des Gladiatorenwesens und halböffentlicher Gruppen, wie zum Beispiel bestimmter Collegia, kommt dabei vor allem die Privatnutzung von Waffen in Betracht. Sofern eine solche nicht zu heimischer Waffenhaltung führte, war sie für Reisen, Seefahrten und Jagden gesetzlich sanktioniert (Dig. 68, 6, 1).

Mit einigen von ihm als Paradowaffen eingestuftem dolchartigen Objekten betrifft Ortisi erneut ein schwieriges Feld (S. 37–40; 92–94). Unter Einbeziehung von Feldherren- und Kaiserdarstellungen in der bildenden Kunst, deren Blankwaffen häufig Adler- beziehungsweise Vogelkopfgriffe zeigen, gab es schon in der Vergangenheit Versuche, die literarisch als »parazonia« überlieferten Staboffiziersdolche im archäologischen Fundgut zu identifizieren. Dabei erwiesen sich viele der vermeintlichen Offiziersdolchgriffe letztlich als Wagenbeschläge oder Werkzeughandhaben. Auf entsprechende Literatur zu Werkzeugen und Geräten, deren Griffe denen seiner Paradowaffen sehr ähnlich sind (vgl. Archivio Español Arq. 37, 1964, 3–16), weist der Autor im Anhang einer Fußnote zwar hin (S. 38 Anm. 247), berücksichtigt diese Parallelen bei seiner recht einseitigen Festlegung auf Offiziers- und Ehrenwaffen jedoch nicht weiter.

Dies ist umso erstaunlicher, da Ortisi einerseits die fehlende Funktionalität der von ihm aufgenommenen Fundstücke als Kampfaffen herausstreicht und andererseits anhand der noch rekonstruierbaren zivilen Fundkontexte in den Vesuvstädten feststellt, dass die vermeintlichen Offiziersdolche mit Adler- oder Pferde-

kopfgreif offenbar häufig als Teil eines Bündels aus unterschiedlich großen Messerchen oder Skalpellen (Kat. C9 auch mit einer Bügelschere) angetroffen wurden, von denen einige mit vergleichbaren Griffen ausgestattet waren (vgl. Kat. C8 Taf. 28). Der Schlüssel zum funktionalen Verständnis der dolchartigen, von Ortisi mehrfach als »Parazonia« titulierten Exemplare liegt deshalb sicherlich in der richtigen Interpretation dieser Sets. Die Vermutung des Verfassers (S. 39; 94), dass mit der Übergabe des Dolches als Zeichen einer »wohl vom Kaiser verliehenen militärischen Befehlsgewalt« auch die Aushändigung eines ganzen adäquat gestalteten Messersets einherging, das zur Ausübung nicht näher definierter, mit dem »(Offiziers-)Rang oder Amt« verbundener kultischer oder anderer Handlungen benötigt wurde, klingt sehr bemüht. Auch fehlt ihr der für eine gängige Praxis bei der römischen Ämtervergabe vorauszusetzende literarische Quellenbeleg. Nach Ansicht des Rezensenten rücken die angetroffenen Sets sowie das Fehlen jeglicher Hinweise auf Scheidenkonstruktionen, die erst eine repräsentative Zurschaustellung der Dolche und Messerchen gestattet hätten, die mutmaßlichen Offiziers- oder Ehrenwaffen doch eher in den Bereich dekorativ verzierter Werkzeuge, Instrumente oder Geräte jenseits der Militaria.

Das Gebiet jenseits des engeren Kreises von Militaria betritt der Autor dann auch mit der Betrachtung der Pferdegeschirrteile (S. 40–63), für die allgemein schon seit Längerem eine gleichermaßen militärische wie zivile Verwendung vermutet wird. Eine paar klare Einleitungsworte, dass Trensen nicht berücksichtigt werden, weil sie Bestandteil einer gesonderten Publikation sind (C. Simon, Römische Zaumzeuge aus Pompeji, Herkulaneum und Stabiae [Oxford 2014]) wären hier sinnvoll gewesen. Ansonsten präsentiert der Autor eine hervorragende und detaillierte Analyse seines an komplexeren Geschirrsätzen reichen Materials. Ein Überblick über das Spektrum mehrheitlich schlichter, teils ebenfalls wohl mit Pferde- beziehungsweise Zugtiergeschirr zu verbindender Schnallen rundet die antiquarische Betrachtung des Kleinfundmaterials schließlich ab (S. 63–69).

Bei gleichbleibend hoher Analysequalität fährt Ortisi mit der archäologisch-historischen Auswertung seines Materials fort (S. 71–109). Unter Einbeziehung von Inschriften, Bau- und Grabmonumenten, historischen Quellen sowie der zahlreichen Altdokumentationen zu den archäologischen Grabungsbefunden, deren Interpretationen er kritisch hinterfragt, entwirft er ein lebendiges Bild möglicher Nutzer militärischer Ausrüstungen und Pferdegeschirrteile in den zivilen Siedlungen seines Arbeitsgebiets. Dabei setzt sich der Verfasser über das lokale Material hinausgehend auch mit grundsätzlichen Fragen zum antiquarisch oft nur schwer fassbaren Erscheinungsbild mancher Gesellschaftsgruppen oder Amtsträger und deren genauer Funktion auseinander, bevor er – meist unter Vorbehalt – bestimmte echte und vermeintliche Militaria seines Katalogs mit ihnen verbindet.

Basierend auf seiner generellen Einschätzung, welche Objekte als Militaria oder militärische Rangsymbole im engeren Sinne zu verstehen sind und wer berechtigt oder

befähigt war, entsprechende Waffen zu führen, scheint Ortisi manchmal etwas zu sehr darauf fixiert, die Fundstücke Personen bestimmten Ranges oder öffentlichen Amtsinhabern, aktiven Soldaten und Veteranen (u. a. in Leibwächterfunktion) sowie möglichen lokalen Ordnungskräften zuzuschreiben. Dies zeigt sich besonders bei seinen sogenannten Paradeschwertern sowie den regulären Gladii oder auch in der Interpretation des vor der Porta di Nola gefundenen Waffenträgers. Der Aspekt der unter dem gesetzlich erlaubten Deckmantel von Jagd- und Reisezwecken (Selbstverteidigung) wahrscheinlich nicht unerheblich bewaffneten Zivilgesellschaft mit teils bewussten Anlehnungen an einen militärisch-martialischen Habitus kommt trotz gelegentlicher Anklänge demgegenüber leider etwas zu kurz.

In einem abschließenden Kapitel (S. 107–109) stellt der Autor Überlegungen zu Produktionsorten der in der Vesuvregion gefundenen Militaria und Pferdegeschirre an. Wenngleich hierbei außer Frage steht, dass man im Umfeld der traditionell hoch entwickelten kampanischen Buntmetallmanufakturen auch Betriebe gefunden haben sollte, die hochwertige militärische Beschlägesätze fertigen konnten, so bleiben solche Lokalisierungsversuche doch müßig, solange nicht weitere Militariabestände aus anderen italischen Städten und Regionen aufgearbeitet vorliegen und sich dadurch vielleicht ein aussagekräftiges Materialverbreitungsbild ergibt.

Für alle diesbezüglichen Vorhaben hat Salvatore Ortisi Pionierarbeit nun allerdings sehr hohe Qualitätsmaßstäbe gesetzt. An ihnen werden wohl auch andere Publikationen römischer Militaria aus dem Mediterraneum lange gemessen werden. Für die Militariaforschung insgesamt liefert Ortisi Material mit seinem präzisen Terminus ante quem eine wichtige chronologische Eichmarke und aufgrund seiner besonderen Deponierungsumstände auch eine einmalige Grundlage für künftige Diskussionen zum Vorkommen und der Interpretation römischer Militaria in zivilen Kontexten. Die kritischen Anmerkungen des Rezensenten mögen andeuten, wie viel Klärungsbedarf hier noch vorhanden ist. Der Qualität der vorliegenden Publikation tun sie keinerlei Abbruch.